

E & EWALD EWALD

**Niederrheinische Blätter für Weisheit und Kunst
zu Ehren der beiden
heiligen Patrone des Niederrheins**

**Ausgabe 29
2024**

LEBENDIGE LITURGIE

Mehrfach schon haben wir über die Liturgie geschrieben, beginnend mit „Heiliger Eros“ im ersten Heft von E&Ewald (1996, S. 3-9). Und wieder wollen wir es in neuer Weise versuchen, um zu zeigen, welche psychologische Weisheit in den Formen der Liturgie enthalten ist, aber auch welchen Versuchungen sie im Alltag unserer Kirchen ausgesetzt ist.

Manches, was hier dargestellt wird, mag dem Leser nebensächlich erscheinen. Aber: «Man kann nicht nicht kommunizieren» ist ein wichtiger Grundsatz der Kommunikationspsychologie. Was immer am Altar und im Chorraum getan wird, es sagt etwas aus. Wenn es aber keine liturgische Bedeutung hat, so bedeutet es, daß hier die Liturgie hintangesetzt wird.

Darum bitte ich den Leser, damit zu rechnen, daß Dinge, die belanglos erscheinen, keineswegs belanglos sind.

Ziel aller christlichen Liturgie, vom feierlichen Hochamt bis zum Angelus, den man daheim allein betet, ist die Begegnung mit dem Herrn¹.

Doch diese Formen von Liturgie sind nicht gleichrangig: in der festlichen Liturgie der Kirche, der Feier der Sakramente und vor allem der Eucharistiefeier, aber auch dem feierlichen Chorgebet und den besonderen Riten des Kirchenjahrs, findet der Christ den Nährboden für seinen Glauben, der sich dann in der privaten kleinen Liturgie daheim äußern und weiter stärken kann, so daß auch sie zu einem Ort der Begegnung mit Ihm wird.

Solchen Nährboden bietet nicht nur die objektive Gegenwart des Herrn im Sakrament, sondern auch das innere Erlebnis

¹ Das Wort „Herr“ benutze ich hier unterschiedslos, ob nun Gott, der Vater, oder Christus gemeint ist.

der Begegnung mit Ihm. «Der äußere Ritus der Kirche ist das Gewand des Herrn», sagte Theophan der Klausner. Darum will Liturgie so gestaltet sein, daß in ihrem Gewand Seine Gegenwart wahrnehmbar wird.

Die Jünger des Herrn standen ganz unter dem Eindruck Seiner majestätischen Ausstrahlung. Dieses Erlebnis konnten sie natürlich nicht unmittelbar weitergeben; doch sie wußten, es in die Form von Liturgie zu überführen. Schon die Briefe des Neuen Testaments und der Clemens-Brief geben Formen wieder, die aus der Liturgie der frühen Kirche hervorgegangen sind. Die Apokalypse zeigt schon reiche liturgische Formen, die zwar nicht unmittelbar aus der Liturgie übernommen sind, wohl aber von ihr inspiriert sind². Im nächsten Jahrhundert berichtet der heilige Märtyrer Justin von der Liturgie der Kirche; aus dem III. Jahrhundert stammt das erste große liturgische Werk, in dem man die *Apostolische Tradition* des heiligen Märtyrers und Gegenpapstes Hippolyt meinte erkennen zu können.

Ein Gebäude braucht ein Fundament, ein Gemälde Grundierung

Das Fundament der Liturgie ist das Kirchengebäude, der Raum der Kirche, der so gestaltet und ausgestattet sein soll, daß er die Würde der Gegenwart des Herrn widerspiegelt. Das gilt erst recht für die liturgischen Geräte – der heilige Franziskus, der «Poverello», der die Armut liebte und verkündete, forderte die Oberen seines Ordens auf, die Kleriker demütig zu bitten, daß sie «calices, corporalia, ornamenta altaris et omnia, quae pertinent ad sacrificium, pretiosa habere debeant – [solche] Kelche, Korporale, Altarschmuck und alle [die Dinge], welche zum [Meß-] Opfer gehören, haben sollen, die kostbar sind» (*Epistola ad custodes I, 2. 3*).

Als Karl Leisner im KZ heimlich zum Priester geweiht wurde, waren die Lebensbedingungen mörderisch; etwa 1000 Priester starben im KZ Dachau. Gottesdienste wurden damals geduldet, aber

² W.H.W.: Liturgische Texte im Neuen Testament.
https://www.occidens.de/notabene/nt_lit_d.pdf

natürlich wurden deshalb keine Abstriche bei der Zwangsarbeit eingeräumt. Dennoch setzten die gefangenen Priester alle Mühe daran – der Mithäftling P. Otto Pies S. J. hat es eindrücklich geschildert³ –, auch mit heimlicher Hilfe von außen, den Rahmen für die Priesterweihe bis ins Detail so zu gestalten, wie es der liturgischen Ordnung und der Würde des Anlasses entsprach.

Die Grundierung der Liturgie ist der Klang, ihre musikalische Gestalt, sind die Gesten, mit denen sie zelebriert wird, die noch akzentuiert werden durch die Gewänder der Mitwirkenden. «Qui enim cantat laudem, non solum laudat, sed etiam hilariter laudat: qui cantat laudem, non solum cantat, sed et amat eum quem cantat – Wer nämlich Lob singt, lobt nicht nur, sondern lobt zudem heiter; wer Lob singt, singt nicht nur, sondern liebt auch den, den er besingt» (Augustinus: Enarratio in psalmum LXII, 1). Die Gesänge sind ein so gewichtiges Element der Liturgie, daß sie schon in der Zeit des Herrn und der Apostel aus der Synagoge übernommen und in ihren Grundzügen so beibehalten wurden, in der römischen Kirche in der Gestalt der Gregorianik⁴.

So zeigt all das, bevor noch ein einziges Wort der liturgischen Feier verstanden wird, daß sich der Mensch hier nicht in der Welt des Alltags befindet, sondern in einer anderen Welt, einer Welt, die menschlicherseits mit größter Schönheit gestaltet wird. Alles sticht vom Alltäglichen weit ab: jedes Wort wird so gewählt, jede Bewegung so gestaltet, wie es der Größe des Erlebnisses dieses Augenblicks entspricht.

Es ist eine Schönheit, die die Größe dessen, das da stattfindet, zeigt. Es ist aber auch und vor allem eine Schönheit um des Herrn willen. Es ist sinnliche Schönheit; so mag jemand meinen, da Gott nicht sinnlich wahrnimmt, sei solche Schönheit um Seinetwillen nicht sinnvoll. Doch diese Schönheit, mit der der Gottesdienst und sein Fundament, seine Grundierung gestaltet werden, ist Ausdruck der Liebe zu Ihm; und diese Liebe nimmt Er wahr.

³ Stephanus heute – Karl Leisner, Priester und Opfer. Sprockhövel 2008

⁴ Miscellanea Gregoriana. E&E 5 (2000), S.19 ff.

Die liturgischen Gesten gehören also in ihrer Schönheit zu den Zeichen dafür, daß die Liturgie in eine andere Welt führt. Aber sie sind noch mehr als das.

Hinwendung zum Herrn

Das Prinzip der Liturgie ist, sich zum Herrn hinzuwenden, Ihn zu verehren. Darum sind in der Liturgie alle, vom Priester bis zu den Laien im Kirchenschiff, stets mit ungeteilter Aufmerksamkeit dem Herrn zugewandt. Gegenwärtig ist der Herr im Sakrament, im Tabernakel und dann auch auf dem Altar; gegenwärtig ist er auch geistlich: «Wo nämlich zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen» (Matth. 18, 20). Doch diese geistliche Gegenwart ist nicht sichtbar, nicht greifbar; um sich ihr zu zuwenden, bedarf sie des Symbols.

Das Wort „Symbol“ wird oft mißverstanden, so als sei damit eine Allegorie oder ein Rebus gemeint. In seinem großen Werk „Vom Geist der Liturgie“ (Freiburg 1953) hat Romano Guardini erklärt, was ein Symbol wirklich ist; wir haben in „Zeichen — Sakramente — Sakramentalien“⁵ (E&E 6/2001) die Erklärung etwas weiter ausgeführt. Durch das Symbol wird man zu dem hingeleitet, was es symbolisiert.

Symbole des Herrn sind seit alters das Kreuz, der Altar und der Osten (darum sind die meisten Kirchen geostet, „orientiert“); für die Mitfeiernden ist in gewisser Weise auch der Bischof, der zelebrierende Priester Symbol des Herrn.

Diese Hinwendung zum Herrn geschieht innerlich wie auch äußerlich, körperlich. Sie schließt nicht aus, daß sich der Zelebrant bei Gelegenheit ans Volk wendet; aber wo es nicht ganz kurze Zurufen sind – «Laßt uns beten» –, da wird ausdrücklich der Herr einbezogen – «Der Herr sei mit euch.» An anderer Stelle wendet sich der Priester als Repräsentant des Herrn der Gemeinde zu, wenn nämlich er einen Segen spendet. Aber niemals bleibt die Beziehung zum Herrn unbeachtet.

Ähnliches gilt auch für die anderen, die am Altar und im Chor ihren Dienst tun. Wenn die Fürbitten so formuliert sind, daß der Herr angeredet wird (anders ist es bei den Formulierungen mit «Laßt uns beten für ...»), der Lektor aber am Legile steht, den Altar

⁵ https://www.occidens.de/e_ewald/sacram.pdf

schräg hinter sich, sich mit den Fürbitten also nicht dem Herrn, sondern dem Volk zuwendet, so erweckt es den Anschein, daß das Gebet nicht ernst genommen würde.

Und niemals kann es sein, daß der Zelebrant als Person die Aufmerksamkeit auf sich zieht – die Aufmerksamkeit der Gemeinde gebührt ebenso wie die des Zelebranten dem Herrn. «Ein Priester am Altar hat kein Antlitz», dichtete Gertrud von Le Fort⁶; und Romano Guardini schrieb⁷: «. und immer steigt die Gabe empor, wenn der Priester – nicht er; er, der Mensch, ist ja nur ein nichtiges Werkzeug – am Altar steht ...». Es ist Klerikalismus, wenn der Priester sich zwischen den Herrn und die Gemeinde stellt, sie im eigenen Namen begrüßt, sie gar willkommen heißt zum Gottesdienst, als sei er der Gastgeber, nicht der Diener («il Servo», sagte Papst Pius X.).

Die liturgischen Gesten

«Religionsausübung ohne Ehrfurcht, Erledigung der Beerdigungsbräuche ohne Herzenstrauer: solche Zustände kann ich nicht mit ansehen», sagte Konfuzius (*K'ung [fu] tzi*; Lun Yü, III, 26, nach der Übersetzung von Richard Wilhelm). Alle liturgischen Gesten sind Ausdruck, sie sind Ausdruck der Ergriffenheit, der Verehrung – Verneigungen, Kniebeugen –, sind Ausdruck der demütigen Verbundenheit – Kreuzzeichen. Sie müssen in ihrer Ausführung dieser Haltung, diesem Erleben entsprechen. Nur andeutungsweise oder hastig ausgeführte Gesten widersprechen dem, was sie eigentlich sagen sollen.

Es sind die Gesten, die von der liturgischen Ordnung vorgegeben sind; denn diese Gesten drücken in vollkommener Weise das aus, was in der Liturgie gefeiert wird. In ihrer Klarheit laden sie dazu ein, ihre Bedeutung zu spüren und so sich zu eigen zu machen, was sich in ihnen ausdrückt.

So haben diese Gesten katechetischen Wert: Wenn der Priester, der Ministrant, der Lektor oder der schlichte Gläubige im Kirchenschiff diese Ergriffenheit, diese Verehrung nicht spürt, so halte er inne, vergegenwärtige sich, vor welchem *Mysterium tremendum* (so

⁶ Hymnen an die Kirche. München 1924, An die Kirche / Heimweg zur Kirche / VII, S. 22

⁷ Von heiligen Zeichen. Würzburg 1922

Rudolf Otto) er steht (das heißt „Andacht“!), und vollziehe dann diese Geste besonders sorgfältig, mit besonderer Achtsamkeit – so kann er ihrer Bedeutung inne werden.

Das heißt nicht, daß diese Gesten rein formal der Vorschrift gemäß vollzogen würden, ohne daß etwas Persönliches dabei sichtbar würde – die Kirche ist etwas ganz anderes als das Militär. Weil diese Gesten Ausdruck des persönlichen Empfindens sind, wird dieses Empfinden in ihnen auch sichtbar. Aber eben deshalb, weil sie Ausdruck sind – wollte man das eigene Empfinden bewußt in sie hinein legen, würde man die Aufmerksamkeit nicht dem Herrn, sondern der eigenen Gestik zuwenden.

Der Altar ist es, auf dem wieder und wieder das Opfer des Herrn Wirklichkeit wird; darum kommt ihm höchste Verehrung zu. Gute Tradition ist es, daß der Priester im Ornat jedesmal (jedesmal!), wenn er an ihn tritt oder an ihm vorbeigeht, sich verneigt. Es ist eine tiefe Verneigung, wie die *Grundordnung des Römischen Messbuchs* (122.) ausdrücklich anordnet, nicht nur ein Kopfnicken, und nicht nur im Vorübergehen – eben ein Ausdruck der Ergriffenheit, der Verehrung.

Nach der *Grundordnung* gilt dies nunmehr auch für all die, die mit ihm an den Altar treten; jeder andere (also auch ein Priester, der nicht zelebriert) macht statt dessen eine Kniebeuge. Ähnlich ist es vor einem Kreuz, das Symbol jenes Opfers ist.

Ausdrücken kann man nur das eigene Erleben; versucht man, sich statt dessen um das Erleben anderer zu bemühen, so wird das unecht und so wirkt das unecht. Jeder, auch der Zelebrant, kann nicht anders, als – zunächst – für sich selbst Liturgie feiern. Solcher Liturgie, wenn sie der liturgischen Ordnung der Kirche folgt, können sich andere anschließen. Sie erschließt sich in ihrer Feier, ihren Zeichen, ihren Worten selbst dem, der an ihr teilnimmt.

Besonders häufig erscheint unechte Liturgie bei Kinder- oder Familienmessen. Unser Autor und Herausgeber Th. B. berichtete einmal: «.. und dann gehe ich als Chorleiter/Kantor vorher in die Sakristei, und die beiden kleinen Meßdiener sagen: «Is' heute Familienmesse/Kindergottesdienst?» (Es waren zwei – daher die unterschiedlichen Ausdrücke!) – Ich: «Nein!» – Antwort: «Puh – Glück gehabt – das ist immer so langweilig!» Und ich habe erlebt, wie in einer Karnevalsmesse ein Kind zu seiner Mutter sagte: «Es ist so langweilig!»

Sichtbarer und unsichtbarer Glaube

Die Kantaten von Johann Sebastian Bach sind voller Glaubensaussagen, meistens so gesungen, daß der Text gut verständlich ist; und dieser Text hat durch die Musik eine gute Grundierung. Es gibt viele Atheisten, die diese Kantaten lieben, immer wieder gerne hören. Warum finden diese Atheisten dennoch nicht zum Glauben?

«Worte sind Schall und Rauch», sagt man. Daß etwas gesagt wird, reicht nicht aus, es zu glauben; nicht einmal, daß es gesungen wird, schön klingt, reicht dazu aus. «Ich glaube nur, was ich sehe», ist eine andere Redensart, eine dumme zwar, die aber eine psychologische Grundlage hat: wenn ein Mensch etwas sagt, so muß das, was ich an ihm sehe, die Art seines Auftretens, seines Verhaltens, mit dem übereinstimmen, was er sagt, damit seine Worte glaubwürdig sind.

Unsichtbarer Glaube ist steril – darum ist die körperlich sichtbare Hinwendung zum Herrn, an dessen Gegenwart man glaubt, zentrales Element jeder Liturgie. Die Gesten, die Ehrfurchtsbezeugungen sind es, die den Glauben, der da in Gesang, Gebeten und Predigt formuliert wird, beglaubigen. Und durch seinen Gehorsam gegenüber der liturgischen Ordnung zeigt der, der zelebriert oder mitfeiert, daß er von etwas weiß, was seine eigene Ausdrucksfähigkeit übersteigt. Jede Kniebeuge, jede tiefe Verneigung, der man die Hingabe ansieht, sagt mehr als jede Predigt. Und jede Kniebeuge, die unterlassen wird, jede Verneigung, die nur angedeutet wird, macht mehr zunichte, als irgendeine Predigt es auszugleichen vermag.

Ich habe viele gute Priester kennengelernt, an deren Glauben nicht zu zweifeln ist. Aber auch bei solchen gläubigen Priestern habe ich in den Messen, die sie zelebrierten, oft wenig von ihrem Glauben gesehen. So fühlte ich mich mit meinem schwachen Glauben oft allein – das Wissen kommt nicht an gegen das, was man sieht.

Nicht ganz selten ist zu erleben, daß der Priester es eilig hat, zu Beginn der Messe nach flüchtigem Altarkuß die liturgischen Formeln zu erledigen, um dann bei seinen eigenen Worten an die Gemeinde zu verweilen. Erst recht, wenn bei einer Festmesse Priester von auswärts dabei sind oder gar der Bischof gekommen ist, wird

gern schnell die Verehrung des Altares erledigt, um dann sehr ausgiebig den Bischof oder die angereisten Priester zu begrüßen.

«Ma, se vi debbo esprimere un desiderio, (è) quello che in Chiesa ... non salutate neanche il Papa, perché *templum Dei, templum Dei* – Aber wenn ich einen Wunsch äußern soll, dann den, daß ihr in der Kirche ... nicht einmal den Papst begrüßt, denn *templum Dei, templum Dei (der Tempel Gottes ist Tempel Gottes)*», sagte einst Papst Johannes XXIII. Die *Grundordnung des Römischen Messbuchs* (50) erlaubt dem Priester, «mit ganz knappen Worten die Gläubigen in die Messe jenes Tages ein/zu/führen» – begrüßt werden darf nur mit den liturgischen Formeln, die den Herrn einbeziehen, die Aufmerksamkeit nicht von ihm abwenden.

Oft habe ich an der Nachtwache in St. Prokop in Hamburg teilgenommen, das zur russisch-orthodoxen Auslandskirche gehört. In dieser Kirche habe ich mit Staunen erleben können, daß der Glaube sichtbar ist. Priester, Diakon, Ministranten, alle sind, körperlich sichtbar, ganz dem Herrn zugewandt, vollziehen mit großer Aufmerksamkeit die Riten. Der Priester übt über mehr als zweieinhalb Stunden mit Hingabe seinen Dienst aus, ohne auch nur zu predigen; daran, daß er «einen schönen Sonntag» wünschte, ist gar nicht zu denken. So fühlen sich die Gläubigen in ihrer persönlichen Frömmigkeit ernstgenommen.

Einen ganz anderen Ritus erlebe ich in der syrisch-orthodoxen Kirche, doch in der geistlichen Substanz ist es das gleiche. Ob man in katholischen Kirchen mit Schuhen in den Altarraum treten dürfe, fragte mich ein junger syrisch-orthodoxer Christ mit leichtem Entsetzen. Ich schämte mich etwas, das bejahen zu müssen. Gern hätte ich gesagt: «Ja, aber andererseits ...»; doch leider fiel mir nichts an «aber andererseits» ein.

Participatio actuosa

In seiner Enzyklika *Mediator Dei et hominum* hat Papst Pius XII. angemahnt⁸, daß die Gläubigen „actuose“ am Meßopfer teilnehmen. Seither ist der Begriff „Participatio actuosa – wirkliche Teilnahme“ sehr gebräuchlich geworden.

Was eigentlich heißt „actuose“? „Actus“ bedeutet als philosophischer Begriff Verwirklichung des Möglichen, des Potentiellen; er bedeutet bei Personen und Dingen verwirklichtes Sein. „Participatio actuosa“, nicht etwa „activa“, bedeutet also nicht etwa

⁸ Pars Altera: Cultus Eucharisticus / II – Fidelium participatio in oblatione Sacr. Euch.

Betriebsamkeit, sondern Teilnahme mit der Wirklichkeit der eigenen Person.

Solche Teilnahme ist im Kern eine innere, geistliche Teilnahme: der Papst wünscht, daß die Gläubigen so «cum Summo Sacerdote arctissime conjugentur –mit dem Hohenpriester [Christus] engstens verbunden werden». Aber eine wirkliche Teilnahme will sich auch äußern. Das geschieht durch die Körperhaltung, durch Gesten, durch Worte, gemeinsames Singen. Dabei sind Körperhaltung und Gesten wichtiger als Worte, denn in ihnen drückt sich die innere Haltung, die innere Hinwendung, das innere Erleben aus; so werden durch sie die Worte beglaubigt.

Nichtsdestoweniger ist der Gesang wesentlich; schon im frühen II. Jahrhundert zitierte Plinius in einem Brief an Kaiser Trajan Christen, die ihre Eucharistiefeier am Sonntagmorgen als „carmen – Gesang“ bezeichneten. Schon vom Gesang der Synagoge hat die Kirche das „Amen“ des Volkes und dessen Antworten auf liturgische Akklamationen übernommen; sehr alt sind auch die Responsorien.

Dabei ist es kein wesentlicher Unterschied, ob man sich innerlich mit dem Gesang des Kantors oder des Chores verbindet oder aber mit der Stimme mitsingt. Die Kirche der Märtyrerzeit hat sehr viel weniger Volksgesang gekannt, als wir es kennen; Antiphonen und Lieder (Hymnen) sind erst im IV. Jahrhundert aufgekomen; im Westen wurden sie von Ambrosius eingeführt.

Aber auch die innere Betrachtung ist wirkliche Teilnahme, sie kann nicht durch Worte ersetzt werden.

Ausdruck der inneren Teilnahme kann spontan aus dem Gefühl entstehen – dies dürfte der Ursprung vieler liturgischer Gesten sein, des Niederknien, des Klopfens an die Brust, des Bedeckens der Augen mit den Händen nach der Kommunion. Aber die meisten liturgischen Gesten und erst recht die Texte und ihre Melodie werden durch Lehre oder auch durch das Vorbild der Mitfeiernden vermittelt. Lehre: man sprach von „mystagogischer Katechese“; durch sie werden die Bedeutung der Riten und ihre Ausführung gleichermaßen vermittelt.

Am Anfang steht dieses Lernen; was aber durch Lehre oder Vorbild seinen Anfang genommen hat, bekommt sein Leben dadurch, daß man es sich zu eigen macht. Es sich zu eigen machen: das heißt einerseits, daß man es formal beherrscht; das heißt andererseits, daß man darin den Ausdruck der eigenen geistlichen Haltung, des eigenen inneren Erlebens findet.

Die *Participatio actuosa* ist echt, wenn sie der eigenen Liturgiekenntnis, dem eigenen Liturgieverständnis der Gläubigen entspringt. Die Gläubigen kennen die grundlegenden Texte der Liturgie, wissen auf die Akklamationen zu antworten, kennen die liturgischen Gesten. Sie verstehen Grundlegendes von dem, was sie in der Liturgie sehen und hören, von den Texten, die sie singen oder beten, von den Gesten, mit denen sie ihre Teilnahme ausdrücken. Sie verstehen nicht alles, und das gilt für Priester und Laien gleichermaßen, denn könnte man alles verstehen, so wäre die Liturgie trivial.

Zwei Stimmen von außen: Günther Eich: «Was ich verstehe, interessiert mich nicht.» Theodor Adorno: «Kunstwerke, die der Betrachtung und dem Gedanken ohne Rest aufgehen, sind keine.» Aber je mehr man wirkliche Liturgie erlebt, desto mehr wächst das Verständnis.

Doch viele für die Liturgie Verantwortliche trauen den einfachen Gläubigen nicht zu, die subtilen Zeichen der Liturgie zu verstehen. Darum wird sie oft in einer Weise vereinfacht, daß von ihren Zeichen und damit von ihrer Bedeutung wenig übrigbleibt. „Der mündige Christ“⁹ war eine Schrift von Karl Rahner betitelt; mit diesem Christen rechnen jene Verantwortlichen längst nicht mehr. Die Wirklichkeit ist: die Zeichen, die Gesten der Liturgie sind klar, sind in ihren Grundzügen verständlich. Doch wo Menschen an eine Liturgie gewöhnt werden, in der von diesen Zeichen nur wenig wahrzunehmen ist, werden die Gläubigen der Symbolsprache der Liturgie entfremdet; so beachten sie sie schließlich nicht mehr. Und wo Dinge erklärt werden, die unmittelbar mehr sagen als die Worte, die man darüber macht, wo etwa Priester bei einer Taufe erklären, Taufkerze und Taufkleid seien «ausdeutende

⁹ In: Karl Rahner: Schriften zur Theologie. Bd. 15. Zürich : Benziger, 1983, S. 119-132

Zeichen» (man möchte da lieber von «ausdeutenden Priestern» reden), da werden die Gläubigen bevormundet, ihres eigenen Liturgiesinnes entwöhnt.

Liturgische Zurufe wie «Flectamus genua – Beugen wir die Knie» (im deutschen Novus Ordo «Beuget die Knie») gehören von alters her zur römischen Liturgie. Doch sie kommen eben aus der Liturgie, die allen gehört, nicht aus dem persönlichen Ermessen eines Klerikers.

In St. Prokop, jener russisch-orthodoxen Kirche, ist die Teilnahme der Gläubigen viel intensiver als in deutschen katholischen Kirchen. Schon draußen vor der Kirchentür machen sie drei Metanien (Kreuzzeichen, verbunden mit einer tiefen Verneigung, die hier unsere Kniebeugen vertreten). Sie verehren die Ikonen, küssen das Evangelienbuch mit mehreren Metanien, greifen aber auch einmal praktisch zu, wenn vom Kirchenschmuck etwas verrutscht. Sie nehmen innerlich am Gesang des Chors teil, zeigen sich dabei keineswegs weniger intensiv beteiligt als Katholiken beim Mitsingen von GL-Liedern – man sieht, wie sie dabei zur rechten Zeit Kreuzzeichen und Metanien machen. Doch beim abschließenden langen Marien-Lied singen sie mit Inbrunst mit.

Scheinbare Paradoxa in der Liturgie

Liturgie kann Freude bereiten. Liturgie kann Gemeinschaft erzeugen. Liturgie kann missionarisch wirken.

Das ist erfreulich; und das kann dazu verführen, die Liturgie so anzulegen, daß sie Freude bereiten soll, Gemeinschaft erzeugen soll, missionarisch fruchtbar sein soll.

Und das kann nur mißlingen.

Liturgie, die solches will, hat ein anderes Ziel, als in ihr dem Herrn zu begegnen; sie ist nicht Ihm, sondern den eigenen Gefühlen, den anderen Teilnehmern, dem, der sich bekehren soll, zugewandt. Damit ist sie keine authentische Liturgie mehr, kann sie keinerlei Frucht bringen.

Es gibt Dinge, die man nicht dadurch erreichen kann, daß man sie beabsichtigt. Von Viktor Frankl ist zu lernen, daß es sinnlos ist, glücklich sein zu wollen; um glücklich zu sein, braucht der Mensch statt dessen einen Grund, glücklich zu sein, etwas, dem er sich widmet.

Widmet sich der Mensch der Liturgie, um in ihr dem Herrn zu begegnen, so kann ihm das Freude bereiten, ihn glücklich machen – aber das setzt voraus, daß er sich nicht der eigenen Freude widmet; die kann nur ungewollt hinzugegeben werden.

Widmet sich der Mensch der Gemeinschaft, so gibt das der Gemeinschaft keinen Nährboden. Widmen sich aber Menschen derselben liturgischen Feier, wenden sie sich gemeinsam dem Herrn zu, so verbindet sie das zu echter Gemeinschaft.

Ein Küster mokierte sich einmal über eine „Partisanenmesse“: «Hinter jeder Säule steht einer.» Ich bin gerne Partisan des Glaubens; anders als jener Küster meinte, kann in solch einer Messe echtere Gemeinschaft entstehen als dort, wo die Menschen eng zusammengedrängt werden, um so künstlich, synthetisch Gemeinschaft zu erzeugen.

Widmet sich der Zelebrant, widmen sich die, die weitere liturgische Dienst ausüben, dem Gedanken, die Liturgie missionarisch zu gestalten, so erlebt sich ein glaubensferner Mensch, der dieser „Liturgie“ beiwohnt, als Objekt menschlicher Bemühungen. Wohnt er aber wirklicher Liturgie bei, so erlebt er, daß der Zelebrant und die anderen, die mitwirken, Sänger, Ministranten, und das ganze gläubige Volk sich mit Liebe jemandem zuwenden, den er noch nicht kennt.

Bekannt ist die Geschichte von Paul Claudel, der in der Vesper des Weihnachtstags beim Magnificat seine Bekehrung erlebte. Die Chorknaben, die es sangen, waren zweifellos den Anforderungen ihres Dienstes hingegeben und dachten nicht an glaubensferne Menschen irgendwo im Gewühle des Kirchenschiffs. Und es gibt viele andere Menschen, die solches erlebt haben. Ich kenne einen Mann, der als glaubensferner Protestant einmal der Kartagsliturgie der orthodoxen Kirche beiwohnte und nun orthodoxer Priester ist.

ICH LIEBE DIE KIRCHE!

Gottes Braut, mütterliche Heimat, in der und mit der ich Gott feiere und Ihm diene, Sein Wort höre und als Lektorin und Kantorin auch künde, Ort der Ruhe und des Gebets und auch ein Ort der Kunst und Schönheit.

Viele werfen der Kirche vor, durch prächtige Ausstattung Geld zu verschwenden. Das ist ein kulturfeindliches Argument. Die prächtigen Kirchengebäude haben nicht nur unzähligen Künstlern Lohn und Brot verschafft, sondern bieten jedem, auch dem Ärmsten, unabhängig von seinem Glauben Orte der Ruhe und Schönheit. In Frankreich und Italien habe ich oft gesehen, wie Menschen mit schweren Einkaufstaschen in den offenen Kirchen saßen, zwischen Einkauf und Haushalt eine Viertelstunde der Ruhe genossen, mit oder ohne Gebet, aber immer im Schutz der Kirche und unter dem liebenden Blick Gottes, ob sie letzteres wußten oder nicht.

Kirche und Schönheit waren für mich schon in glaubensfernen Kindertagen eine Einheit. Mein Vater, Atheist und Kunsthistoriker, hatte mich früh für Kirchen begeistert und bestand auch darauf, man müsse die Bibel lesen, um europäische Kunst zu verstehen. (Daß ich später dazu überging, der Bibel zu glauben und der Kirche beizutreten, war dann auch wieder nicht recht, aber das ist eine andere Geschichte.)

«Auf nach Hause», sage ich zu mir selbst, wenn ich zur Kirche gehe. Ich reise gern (wenn auch nur noch selten), aber an einen Ort ohne römisch-katholische Kirche würde ich nicht wollen, gleich wie schön er sein mag.

PREDIGTMÄRLEIN

Schon vor mehr als einem Jahrzehnt hat der Herausgeber und Autor unserer Hefte Th. B. dem Phänomen der „Predigtmärlein“ den Namen gegeben; dies ist ein fruchtbares Thema: die Prediger versorgen uns mit immer neuem Material. So widmen wir uns ihm aufs Neue.

Die Münze mit dem Bild des Kaisers

Als der Herr gefragt wird, ob es erlaubt sei, dem Kaiser Steuern zu zahlen, läßt er sich eine Münze zeigen, auf der das Bild des Kaisers ist, und fragt, wessen Bild das sei (Matth. 22, 15 ff.; Lk. 20, 20 ff.).

Gesagt wird: *«Dabei machten sich die beteiligten Pharisäer nach ihren Maßstäben selber schuldig, denn wegen des jüdischen Bilderverbots durften sie gar keine Münze mit einem Bild bei sich tragen.»*

Das erste Gebot des Dekalogs besteht aus drei Abschnitten, deren zweiter beginnt mit: «Nicht mache dir Schnitzgebild und alle Gestalt, die ...» (nach Martin Buber). Wie dieses Gebot auszulegen sei, war nie ganz klar festgelegt; schon in der Thora wird angeordnet, zwei Skulpturen von Cherubim auf die Bundeslade zu stellen (Ex. 25, 18 ff.).

Man war sehr viel strenger bei Statuen als bei gemalten Bildern. Und auch das Basrelief einer Münze erregte weniger Anstoß.

Von Wolfram Weiser und Hannah M. Cotton ist ein Aufsatz erschienen: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist ...“¹⁰. Darin findet sich einen Abschnitt (II. / 3.) über „Die Geldwährungen in Rabbinischen Quellen“ (S. 264 – 268). Dort ist zu erfahren,

¹⁰ Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik 114 (1996) 237–287

daß die Rabbinen in den frühen nachchristlichen Jahrhunderten zwar ausgiebig über das Wertverhältnis der verschiedenen heidnischen Münzen ihrer Zeit diskutiert haben; aber die Frage, ob man diese Münzen mit ihrem Herrscherbildern benutzen dürfe, spielt keine Rolle.

Etliche jüdische Siegel aus der Königszeit zeigen Tierbilder (ab Nr. 107), eines vom Ende der Königszeit auch einen Menschen (Nr. 167)¹¹. Eine Münze aus der frühen Diadochenzeit (Nr. 181) mit der Aufschrift JHD (Juda) zeigt das Porträt eines Menschen.

Der Name Gottes

Gesagt wird: *«Der Name Gottes durfte nur einmal im Jahr, am Veröhnungstag, nur vom Hohenpriester, ganz allein im Allerheiligsten des Tempels, ausgesprochen werden.»*

Und wenn der Hohepriester starb: woher wußte dann eigentlich sein Nachfolger, wie der Name ausgesprochen wurde? Die Schrift, das Tetragramm, gab ja die Vokale nicht wieder.

Wenn man über jüdische Gebräuche spricht, ist es immer sinnvoll, jüdische Autoren heranzuziehen. Ismar Elbogen¹² löst das Rätsel: Der Name wurde täglich, zumindest zweimal, beim aaronitischen Segen (Num. 6, 24-26) vom jeweils zelebrierenden Priester auf den Stufen der Vorhalle des Tempels vor der versammelten Gemeinde ausgesprochen.

Ist der Heilige Geist weiblich?

Gesagt wird: *«„Ruach“, „Geist“ ist im Hebräischen (und Aramäischen) ein weibliches Wort (oder auch ein Wort, das oft weiblich gebraucht wird). Darum ist der Heilige Geist die weibliche Seite Gottes.»*

Theologisch ist die Sache klar: Gott ist kein biologisches Wesen, der Heilige Geist ist es ebensowenig; also ist er weder männlich noch weiblich.

¹¹ Karl Jaroš: *Inschriften des Heiligen Landes aus vier Jahrtausenden.* Mainz 2001

¹² *Der jüdische Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung.* Frankfurt/M. 1931, S. 68

Aber grammatisch?

Es stimmt, daß im Hebräischen das Wort „רוּחַ (ruḥ) – Geist“ und das gleiche Wort im Aramäischen, „ܪܘܚܐ (ruḥa)“ (stat. emph.) mal maskulin, mal feminin erscheint.

Wie aber ist es beim Heiligen Geist?

In unseren Bibeln kommt der Ausdruck „Heiliger Geist“ im Alten Testament im 50. (hebr. 51.) Psalm und bei Jesaja (63, 10. 11) vor. Nur: Im Hebräischen steht dort nicht „Heiliger Geist“, sondern „Geist der Heiligkeit“, so daß man nicht am Adjektiv erkennen kann, ob das Wort hier maskulin oder feminin ist. Auch ist es nicht Subjekt, so daß man es auch nicht am Prädikat sehen kann.

Die semitischen Sprachen unterscheiden maskuline und feminine Verbformen.

Aber einen Hinweis gibt es in dem Psalm. Hier steht das Wort „Geist“ in drei aufeinanderfolgenden Versen (12-14), in deutlicher Parallele. In Vers 12 hat das Wort ein Adjektiv bei sich (נָכֹחַ – fest); hier ist es maskulin.

Das Neue Testament ist griechisch geschrieben; eine Hilfe kann hier höchstens die syrische Übersetzung bieten, die P'sitta. Im Griechischen erscheint im Neuen Testament oft der Ausdruck „Heiliger Geist“; doch im Syrischen ist es wie im Hebräischen: da steht stets „Geist der Heiligkeit“. Aber hier ist er öfters Subjekt. Ich habe drei Stellen aufgeschlagen: der „Geist der Heiligkeit“ verbindet sich hier überall mit einer maskulinen Verbform.

**MIT MATTHIAS CLAUDIUS UND HERRN
URIAN AUF REISEN**
Tendenziöse Rezeption in Bezug auf Soziale Netzwerke

Mit einiger Berechtigung könnte man davon sprechen, daß uns bei unserer nachfolgenden Reise durch das Werk von Matthias Claudius neben Herrn Urian auch noch ein weiterer Geselle begleitet, der durch sein ganzes Sein – oder Nichtsein – einen harten Kontrast zu Urian bildet; spirituell und menschlich. Diesen speziellen Freund lernte der junge Claudius zu Beginn jenes Studiums kennen, welches er gemeinsam mit seinem Bruder Josias 1759 in Jena aufnahm. Anfangs noch wie der Bruder als Theologiestudent immatrikuliert, wechselte er nach kurzer Zeit zur Rechts- und Kameralwissenschaft. Hatte ihm wohl einerseits die Fachtheologie nicht sonderlich gelegen, war er andererseits auch besorgt, den physischen Anforderungen des Pfarramts nicht gewachsen zu sein. Zu kränklich war der junge Matthias Claudius zu jener Zeit. So erkrankte er auch kurz nach Beginn seines zweiten Studiums an den Blattern (Pocken). Zwar genas er unter der Fürsorge seines treuen Bruders Josias, der sich jedoch selbst angesteckt hatte und wenig später der erbarmungslosen Krankheit erlag. Matthias Claudius hatte, seit er Kind war, den Verlust zweier Geschwistern verkraften müssen – und nun den seines geliebten Bruders. Anstatt sich von diesen Bürden zu Boden ringen zu lassen, entschied er sich kraft seines sensiblen Geistes, lebenslange Freundschaft mit jenem Schächer einzugehen, der so viele geliebte Seelen oftmals viel zu früh mit sich genommen hatte. Jedes seiner Werke sollte fortan einem gewissen „Freund Hain“ dediziert sein. Der allegorische Tod wurde zu Claudius' bestem Freund und ständigen Begleiter. Claudius war zu tief im christlichen Glauben verwurzelt, um tatsächlich eine konkrete Persön-

lichkeit hinter dem Tod zu vermuten. Somit scheint die Annahme irrig, er hätte ihn ob seines eigenen Schicksals besänftigen wollen. Es stellt sich so dar, als ob der Poet – wie schon so mancher zuvor – bemüht war, dem Tod seine Anonymität zu nehmen, ihn zu vermenschlichen, um sich der eigenen Angst zu entledigen und jenen Schicksalsschlägen Sinn zuzuschreiben, die oftmals nur wie die blanke Willkür eines höhnischen Seelenbanditen aussehen. Im Ergebnis führte ihn das zu einem zärtlicheren, verletzlichen und unendlich melancholischen Blick ins Herz der Welt, die ist, wie sie ist.

Biographischer Überblick

Matthias Claudius wurde am 15. August 1740 in Reinfeld im Herzogtum Holstein als viertes Kind in eine protestantische Pfarrerdynastie hineingeboren. Von der Lateinschule direkt zum Theologiestudium – für den jungen Mann schien sich ein schnurgerader Karriereweg abzuzeichnen. So wären uns heute bestenfalls Fragmente von Predigten eines Menschen erhalten geblieben, den wir als einen so kritischen und pointierten Beobachter der Gesellschaft sowie des menschlichen Seins bewundern können. Schon früh faszinierten Claudius Lyrik und deutsche Dichtung. Als Sekretär des Grafen von Holstein, Ulrich Adolf, lernte er 1765 in Kopenhagen Johann Bernhard Basedow und viele weitere Intellektuelle seiner Zeit kennen. Darunter auch Friedrich Gottlieb Klopstock. Dieser Begegnung entsprang eine lukrative Stelle bei den „*Hamburgische-Adreß-Comtoir-Nachrichten*“, herausgegeben von Klopstocks Bruder Viktor. In den zwei Jahren seiner Tätigkeit schloß Claudius auch Bekanntschaft mit Größen wie Johann Gottfried Herder und Gotthold Ephraim Lessing.

Allein das Dasein des Faktensammlers reichte ihm bald nicht mehr. Die Profession des eigenständig denkenden, kritisch reflektierenden Journalisten hatte es ihm offenbar angetan. Nach seinem Umzug nach Wandsbek 1771 wurde er Redakteur des viermal wöchentlich erscheinenden „*Wandsbecker Bothen*“, der sich vorrangig mit europäischer Politik auseinandersetzte. Matthias Claudius füllte den „*Gelehrten Theil*“ mit Lyrik, imaginären Schriftwechseln, dito gesellschaftlichen und theologischen Inhalten. Viel beachtete

Denker jener Zeit schrieben zudem auf seine Einladung hin für den *Bothen*. Trotz seiner beachtlichen Reputation im gesamten deutschsprachigen Raum mußte das kleine Journal 1775 wegen geringen monetären Erfolgs eingestellt werden. Claudius heiratete, wurde in den Folgejahren Vater von insgesamt zwölf Kindern, reüssierte als Obercommissarius und Revisor der schleswig-holsteinischen Speciesbank. Zudem wirkte er hie und da weiterhin als Journalist und Übersetzer. Später trat er einer Freimaurer-Loge bei; er bekannte sich als Kritiker, wenn nicht Gegner der Aufklärung und einiger ihrer Apologeten. Seine Jahre beim „*Wandsbecker Bothen*“ ließ ihn jedoch nie ganz los, weswegen er seine Werke in der Diktion aus dieser Zeit ab 1775 in den „*Asmus omnia sua secum portans*“-Bänden veröffentlichte. Der Autor wurde sein Medium, das Medium ihm gleich. Der *Wandsbecker Bothe* war fortan Claudius selbst. Ein großer Teil dessen, was wir heute als das Gesamtwerk des Matthias Claudius begreifen, entstammt diesen „Asmus“-Bänden.

Gebeutel war unser feingeistiger Lyriker jedoch nicht nur durch die persönlichen Begegnungen mit „Freund Hain“, sondern auch von jener Geisel, die jenem seit Menschengedenken so viel Beute schon vor der Zeit zuspießt: dem Krieg. Gerade die Napoleonischen Kriege und ihre entsetzlichen Auswirkungen auf halb Europa, später auch auf Holstein, bewogen ihn, mit dem Krieg und seinen Treibern hart ins Gericht zu gehen. 1813 floh Claudius infolge der kriegerischen Ereignisse rund um Hamburg nach Kiel, später nach Lübeck. 1815 starb der große Denker und hinterließ dem geneigten Leser ein Werk, das weit mehr vermag als zu moralisieren oder lediglich fromme Verskunst zu vermitteln. Claudius ist hochaktuell, exakt in der Beobachtung, politisch, von hohem Verstand, zuweilen scharf im Urteil und, ja, auch fromm.

Der Mensch bleibt Mensch, weswegen ein Blick in das über 200 Jahre alte Werk Matthias Claudius' durch die Brille des frühen XXI. Jahrhunderts gewiß vielen nützen könnte. Hierbei möchte ich mich im Folgenden vor allem auf dreierlei Werke konzentrieren, die exemplarisch sowohl für Claudius' Hal-

tungen als auch für Fragestellungen und Probleme unserer Zeit stehen.

Vom Wert des Reisens

Alexander von Humboldt wird gern der Spruch zugeschrieben: «*Die gefährlichste Weltanschauung ist die Weltanschauung derer, die die Welt nie angeschaut haben*». Wenngleich ihm dieses Zitat wahrscheinlich nur angedichtet wird, paßt es doch sehr gut auf den preußischen Forschungsreisenden. Er bereiste Amerika und Asien nicht nur, um sich in abgesperrten Touristenarealen Currywurst und „Berliner Weiße“ munden zu lassen – ersteres gab es damals freilich noch nicht. Nein, vielmehr reiste er mit Verstand und Ziel. Was anderen Vorurteil, war ihm Erkenntnis.

Reisen scheint ohnehin geeignete Arznei, Vorurteile zu kurieren. Auch Autor Mark Twain stimmte mit Humboldt überein, wenn er schrieb: «*Reisen ist tödlich für Vorurteile*». Reisen im quantitativen Sinne hingegen läßt uns ebenso dumm zurückkehren, wie wir aufgebrochen sind. Oder in den Worten Thomas Fullers: «*Wenn ein Esel auf Reisen geht, wird er nicht als Pferd zurückkommen*». Um qualitativ zu reisen, muß man jedoch nicht zwingend à la Humboldt geologische und botanische Studien im Amazonasgebiet durchführen. Oft reicht es, die Augen auch metaphorisch zu öffnen – nicht nur, um nicht mitsamt Smartphone und Caipirinha-Kelch in den Whirlpool der betonierten Hotelanlage zu fallen. Achtsam sowohl Natur als auch Menschen mitsamt ihrer Kultur auf sich wirken zu lassen läßt uns oftmals eintauchen in eine neue Welt faszinierender, uralter Kulturgüter. Etwa landestypische Speisen, Architektur, Dialekte, Musik oder Religion. Oftmals sind mir Menschen untergekommen, die sehr viel reisen, jedoch nach ihrer Rückkehr kaum etwas zu berichten haben, was sie nicht auch vor der eigenen Haustür hätten erleben können. Auf die Frage nach dem gesellschaftlichen Miteinander der Menschen etwa konnten sie beispielsweise nur wenig sagen, da sie jene oft nur als Zimmermädchen oder im Souvenirgeschäft erlebt haben. Somit halten sich gegebenenfalls tradierte Klischees und Ressentiments. Fremde Kultur wird tatsächlich kaum je als so abstoßend erlebt, wie

voraussetzende Vorurteile suggerieren. Dafür muß man allerdings bereit sein, den berühmten Tellerrand zu überwinden.

Was nun, wenn es mit dem Verreisen aus monetären oder gesundheitlichen Gründen nicht so einfach ist? Hier hilft die Imagination. Warum nicht ein Buch in die Hand nehmen und einen Weltreisenden im Geiste an jene fremden Orte begleiten? Oder warum nicht in einer guten Dokumentation versinken, um ein Stück verborgener Lebenswirklichkeit in den unzugänglichsten Regenwäldern und fernsten Gipfeln auf die Spur zu kommen? Auch im Geiste können wir die Welt bereisen, um unseren Horizont zu erweitern, «*um Ausgang zu finden aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit*» (ob es Matthias Claudius Behagen bereitet hätte, daß ich hier Kant zitiere?). Hierin jedenfalls waren die beiden sich gewiß einig. Der Mensch hält sich oftmals für allzu klug und weitsichtig, wengleich der Horizont so vieler nur bis zum eigenen Gartenzaun reicht.

Im Werk des geistigen Paten dieser Erörterung ist ein Kleinod zu finden, dessen erste Zeilen vielen etwas sagen sollte: «*Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen*». Matthias Claudius schreibt hier von der Reise eines gewissen Herrn Urian, einer Figur, die damals hinlänglich als literarisches Sinnbild des Tölpels galt. So taucht zum Exempel auch im „*Faust*“ ein Herr Urian auf, der in der Walpurgisnacht mit dem Vater aller unerwünschten Besucher gleichgesetzt wird: «*Die Hexen zu dem Brocken ziehen, Die Stoppel ist gelb, die Saat ist grün. Dort sammelt sich der große Hauf, Herr Urian sitzt oben auf*».

Weniger teufelsgleich, mehr tölpelhaft und oberflächlich pointiert Claudius seinen Herrn Urian, wenn er ihn auf die große Reise schickt. Im Gedicht berichtet Urian einer Zuhörerschaft von seinen Abenteuern. Fast wie in Trance klebt ihm sein Publikum an den Lippen, und *tutti* fordern gebetsmühlenartig, er habe doch alles richtig gemacht und solle weitererzählen.

Urians Reise um die Welt

*«Wenn jemand eine Reise tut, / So kann er was erzählen; /
Drum nahm ich meinen Stock und Hut, / Und tät das Reisen wählen.*

Tutti

*Da hat Er gar nicht übel dran getan; / Erzähl Er doch weiter Herr
Urian!*

*Zuerst ging's an den Nordpol hin; / Da war es kalt, bei Ehre! /
Da dacht' ich denn in meinem Sinn, / Daß es hier besser wäre.*

Tutti

*Da hat Er gar nicht übel dran getan; / Erzähl Er doch weiter Herr
Urian!*

*In Grönland freuten sie sich sehr, / Mich ihres Orts zu sehen, /
Und setzten mir den Trankrug her; / Ich ließ ihn aber stehen.*

Tutti

*Da hat Er gar nicht übel dran getan; / Erzähl Er doch weiter Herr
Urian!*

*Die Eskimos sind wild und groß, / Zu allem Guten träge; /
Da schalt ich einen einen Kloß, / Und kriegte viele Schläge.*

Tutti

*Da hat Er gar nicht übel dran getan; / Erzähl Er doch weiter Herr
Urian!*

*Nun war ich in Amerika; / Da sagt ich zu mir: Lieber! /
Nordwestpassage ist doch da; / Mach dich einmal darüber!*

Tutti

*Da hat Er gar nicht übel dran getan; / Erzähl Er doch weiter Herr
Urian!*

*Flugs ich an Bord und aus ins Meer, / Den Tubus festgebunden, /
Und suchte sie die Kreuz und Quer, / Und hab' sie nicht gefunden.*

Tutti

*Da hat Er gar nicht übel dran getan; / Erzähl Er doch weiter Herr
Urian!*

*Von hier ging ich nach Mexiko; / Ist weiter als nach Bremen, /
Da, dacht' ich, liegt das Gold wie Stroh; / Du sollst'n Sackvoll nehmen.*

Tutti

*Da hat Er gar nicht übel dran getan; / Erzähl Er doch weiter Herr
Urian!*

*Allein, allein, allein, allein, / Wie kann ein Mensch sich trügen! /
Ich fand da nichts als Sand und Stein, / Und ließ den Sack da liegen.*

Tutti

*Da hat Er gar nicht übel dran getan; / Erzähl Er doch weiter Herr
Urian!*

*Drauf kauft' ich etwas kalte Kost, / Und Kieler Sprott und Kuchen, /
Und setzte mich auf Extrapost, / Land Asia zu besuchen.*

Tutti

*Da hat Er gar nicht übel dran getan; / Erzähl Er doch weiter Herr
Urian!*

*Der Mogul ist ein großer Mann, / Und gnädig über Maßen, /
Und klug; er war itzt eben dran, / 'n Zahn ausziehen zu lassen.*

Tutti

*Da hat Er gar nicht übel dran getan; / Erzähl Er doch weiter Herr
Urian!*

*Hm! dacht' ich, der hat Zähnepein, / Bei aller Größ' und Gaben! – /
Was hilft's denn auch noch: Mogul sein? / Die kann man so wohl
haben.*

Tutti

*Da hat Er gar nicht übel dran getan; / Erzähl Er doch weiter Herr
Urian!*

*Ich gab dem Wirt mein Ehrenwort, / Ihn nächstens zu bezahlen; /
Und damit reist' ich weiter fort / Nach China und Bengalen.*

Tutti

*Da hat Er gar nicht übel dran getan; / Erzähl Er doch weiter Herr
Urian!*

*Nach Java und nach Otaheit, / Und Afrika nicht minder; /
Und sah bei der Gelegenheit / Viel Städt' und Menschenkinder;*

Tutti

*Da hat Er gar nicht übel dran getan; / Erzähl Er doch weiter Herr
Urian!*

*Und fand es überall wie hier, / Fand überall'n Sparren, /
Die Menschen gradeso wie wir, / Und ebensolche Narren.*

Tutti

*Da hat Er übel übel dran getan; / Erzähl Er nicht weiter Herr
Urian!»*

Wessen Narrentum ist nun das größere – Herrn Urians oder das *des großen, unachtsamen Publikums*, das jede seiner Eseeleien gutgeheißen hat? Zumindest bis sie sich selbst wiedergefunden haben in des Tölpels Stereotypen? Er ging auf Reisen und hat doch nichts gesehen von dieser Welt, die sich ihm nicht erschloß. Konzentriert auf Bagatellen, den Blick gerichtet durch vorgefertigte, schießchartenartige Schablonen, stolperte er von einer unbefriedigenden Begebenheit in die nächste. Dabei vergaß er, sich auf die Lebenswirklichkeit fremder Kulturen einzulassen, den Moment so zu nehmen, wie er sich darstellt – und nicht, wie er ihn gern hätte. Überall fand er «*nen Sparren*», allgegenwärtig der Splitter im Auge des Gegenübers: «*Die Menschen ebenso wie wir, und ebensolche Narren*». In diese Kritik schließt er neben seinen Zuhörern auch sich selbst mit ein, was doch implizieren könnte, daß Urian im Gegensatz zum Volk zu einem kleinen Maße an Selbsterkenntnis imstande ist.

Die Algorithmen des Verderbens

«Narren» – hier seien Menschen von geringem Interesse und wenig Einsicht in die Welt, aber übergroßem Ego so bezeichnet – gab es schon immer. Nur wird sich dieser Narrentypus, ausgenommen der karnevalistische oder ein Eulenspiegel, selten selbst als solchen sehen. Diese Art Narrentum fällt nur von außerhalb ins Auge. Mit der Mondialisierung der Welt in den letzten 200 Jahren – mittels Passagierschiffen, Telegraphen, Zeitungen, Flugzeugen, Telefonen und anfänglich auch

Internet – schienen mit breiteren Bildungsangeboten und einem allgemein höheren Lebensstandard gute Werkzeuge gegen das Unwissen und seine Auswüchse gefunden. Allein im Kielwasser des Internets schwamm wenig später auch ein Phänomen, das all jene Fortschritte innerhalb weniger Jahre wieder obsolet machen sollte: Die „Sozialen Medien“. Ich nehme mir die Freiheit, analog hierzu von den „Algorithmen des Verderbens“ zu reden.

Diese „Algorithmen des Verderbens“ haben die Sozialen Medien in etwas verwandelt, das mit dem Attribut *sozial* kaum mehr vereinbar ist. Was vielleicht einmal als Katalysator für unkomplizierten, zwischenmenschlichen Kontakt oder innovativer Multiplikator gedacht war, hat sich ob der Profitsucht geradezu absurd reicher Protagonisten zu einem monetär orientierten Sumpf aus Fake News, Haß und Desinformation entwickelt – und auch nicht: Denn die quasi eigenständig agierenden Algorithmen offerieren, was man gern sehen will. Wissenschaftlich provokativ gesehen läßt sich der Medienkonsum des Homo sapiens auf folgende Erfolgsformel reduzieren: „TTT – Titten, Tiere, Tote“. Wer also immerzu nur Katzenbilder sucht, wird vermutlich auch nur diese angezeigt bekommen. Wer den Horror sucht, wird ihn finden. Mittlerweile können Datenauswerter erkennen, wie lange eine bestimmte Botschaft oder ein Bild betrachtet wird, und bieten darauf mehr und mehr solcher Inhalte an. Irgendwann wagt sich der Algorithmus weiter vor und testet aus, ob – am Beispiel Politik – bestimmte Schlagwörter wie *Migration* oder *Kriminalität* den Benutzer zum Verweilen einladen. Je mehr Klicks, desto mehr artverwandte Inhalte. Bei aller Zielgenauigkeit dieses Filterprinzips kristallisiert sich ein Problem heraus – die fehlende Bandbreite an Informationen, das Schrumpfen der Welt zum Katzenplaneten oder Kultstätte allseits grassierender Gewaltkriminalität.

«Only Bad News are Good News – Nur schlechte Nachrichten sind gute Nachrichten» – ein bekanntes, medienökonomisches Prinzip. Jedoch unterm Argusauge eines Wächters namens „journalistisches Ethos“. Einen solchen Wächter haben Soziale Netzwerke nicht. Viele Menschen versorgen sich vorrangig oder ausschließlich über ihren Feed mit Informationen.

Gefährlich wird es, wenn bewußt und betont einseitig oder schockierend aufbereitete Nachrichten einströmen, die selten auf Wahrheitsgehalt oder Ausgewogenheit überprüft werden. Dies kann zu einem verzerrten Weltbild führen – Einfallstor für Populismus, Angst und Gewalt sowie sensationellen Halbwahrheiten.

Diese Grundsätze begünstigen dem folgend automatisch die größere und schnellere Verbreitung von Skandalen. Die vereinfachte, auf wenige Worte sowie viel Bildmaterial reduzierte Verbreitungsmethode strukturiert zuweilen auch die Denkabläufe der Nutzer neu. Eine neue Information wird nicht einmal mehr auf ihre Possibilität hin überprüft. Der Mensch fühlt sich gern in den eigenen Ansichten bestätigt – seien sie auch erst durch dieselben scheuklappenbewährten Halbwahrheiten der Plattformen entstanden. Meinungsmacher können ihren willfähigen Lemmingen allerlei Haß und Falschinformationen unterschieben. Durch Werbeeinnahmen direkter und indirekter Art profitieren dann die Betreiber von möglichst hohen Klickzahlen und an der Verbreitung besagter Skandale. Gerade noch wurde verkündet, die Faktenprüfung von META – dem Facebook-Instagram-Konvolut – in den Vereinigten Staaten abzuschalten.

Extremen Gruppen, ob sie nun politischer oder verschwörungsideologischer Natur sind – oftmals trifft beides zu – kommt das eben gezeichnete Prinzip der Algorithmen sowie der menschlichen Schwächen sehr zupaß. Wie reichlich gibt es jene, die Verschwörungsfäden aus den Fasern der Unzufriedenheit spinnen!

Noch nie waren sich die Menschen der Erde so nah und doch so fern. Die einen Narren sähen Haß gegen einzelne Menschen oder ganze Gruppen und Staaten; andere wollen Krebs mit energetisiertem Wasser zu 200 Euro pro Liter heilen, wobei sie Leib und Wohl ihrer Opfer nicht selten gefährden; wieder andere jede gesicherte Erkenntnis über den Klimawandel ins Gegenteil verdrehen. Resultat ist Ausgrenzung, der Untergang des Anstands, Hysterie und grassierende intellektuelle Unmündigkeit. Machtprotagonisten mit dem Potential, Einhalt zu gebieten, tun nichts dagegen, seien es die Eigentümer oder politische Institutionen.

Freund Hain und die Ungerechtigkeit

Matthias Claudius kannte meinen Schmerz, auch wenn er mich und viele, die heute mit mir fühlen, nicht kannte. Dieser Schmerz ist ganz und gar nicht neu und Claudius teilte mein Hadern mit der Welt in der gleichen Intensität, wie er sie liebte. Warum nur geschehen die vielen scheußlichen Dinge auf der Welt? Warum handeln jene, die Macht haben, nicht gegen die Auswüchse von Desinformation, Hetze und Haß? Weshalb haben wir immer noch nicht gelernt, Konflikte zu lösen, ohne Kriege zu führen? All jene Fragen marterten denkende und glaubende Menschen im XVIII. Jahrhundert ebenso wie zur Zeitenwende oder auch heute. Claudius war zugleich bewegt von der Frage, warum nämlich Menschen ein oftmals langes Leben vergönnt ist, anderen jedoch nicht. Gut, daß er diese Frage direkt ans Fachpersonal richten konnte, immerhin hatte er hier gute Beziehungen:

An den Tod An meinem Geburtstage

*«Laß mich, Tod, laß mich noch leben!
Sollt ich auch wenig nur nützen,
Werd ich doch weniger schaden,
Als die im Fürstenschloß sitzen
Und üble Anschläge geben,
Und Völkerfluch auf sich laden;
Als die da Rechte verdrehen,
Statt nach den Rechten zu sehen;
Als die da Buße verkünden,
Und häufen Sünden auf Sünden;
Als die da Kranke zu heilen,
Schädliche Mittel erteilen;
Als die da Kriegern befehlen,
Und grausam ihnen befehlen;
Der Helden Kriegskunst nichts nützen,
Um Länder weise zu schützen.
Tod, wenn sich diese nicht bessern,
Nimm sie aus Häusern und Schlössern!*

*Und wenn du sie genommen,
Dann Tod, dann sei mir willkommen.»*

Gewiß wünschte er den Kriegsfürsten, falschen Propheten und Scharlatanen seiner Zeit nicht den Tod an den Hals. Bestimmt bat er seinen Freund Hain aber darum, bei seiner Ernte wenigstens etwas mehr Gerechtigkeit walten zu lassen. Eine Gerechtigkeit, die für den einzelnen Menschen oft kaum erkennbar ist. Wortverdreher, Betrüger, Kriegstreiber und falsche Propheten gab es damals wie heute. Gegenwärtig bieten sich für Menschen allerlei unlauterer Absichten nun mannigfaltige Möglichkeiten, ihre Ideen zu verbreiten.

Kurios mutet an, daß jene Agitatoren zumeist behaupten, lediglich Sprachrohr der großen unzufriedenen Mehrheit zu sein, die sie in Wirklichkeit erst selbst erschaffen. Die Provokateure streuen selbst all jene Haß- und Lügenbotschaften, welche dann vom willfähigen Filterblaseninsassen in all seiner personalen Unzufriedenheit begierig aufgesogen werden. Im Gefängnis der eigenen unreflektierten Meinungen läßt es sich gut leben, allem voran, weil keiner widerspricht. Populisten, Verschwörungsideologen, Wunderheiler, Wutbürger oder auch Sekten-Gurus: Die Liste derer, die heute, begünstigt durch die Wucht der sozialen Netzwerke, Hochkonjunktur haben, ist lang.

Während sie über die Risiken und Möglichkeiten künstlicher Intelligenz schwadronieren, schauen die meisten staatlichen Stellen zu, wie sich verselbstständigende Algorithmen einer extrem reichen Minderheit eine gewaltige Mehrheit in „Sheeple – Schlafende Schafe“ verwandelt und kontrolliert. „Wahrheit“ ist kein absoluter Begriff mehr, denn die Lüge wird zur Wahrheit verdreht. Konsumiert man nichts mehr anderes als die Verschwörungsideen jener Protagonisten, die die Filterblasen füttern, kann es sich bei den echten Fakten ja nur um Lügen handeln. Selbst zählt man zu einer Gruppe Auserwählter, die über Einsichten verfügt, die anderen entbehren. Was geht nur in Menschen vor, die sich von solchen Filterblasen gefangennehmen lassen, an eine flache Erde, Echsenmenschen oder Mikrochips in Vakzinen glauben? Sie sind von Ängsten getrieben; Ängste, die zu großen Teilen nicht ihre Eigenen

sind. Die „Bubble“ bietet ihnen Linderung für eine Paranoia, welche diese im Wesentlichen selbst verursacht hat. Die wahrhaft Schuldigen sind jedoch nicht die Gefangenen, sondern vielmehr die, welche gefangennehmen, und jene, die finanziell profitieren und ihre Macht ausbauen. Sie nehmen in Kauf, daß die wahren Probleme unserer Zeit und Gesellschaft vernachlässigt werden.

(Claudius') Rat eines Weisen, der trauert und hofft (an uns)

Wie schwer es oft fällt, Wahres vom Unwahren, Nützlich vom Nutzlosen zu unterscheiden, dessen war sich Matthias Claudius sehr bewußt. So lag ihm am Herzen, seinen Kindern einige Gedanken mit auf den Lebensweg zu geben, die ihm nützlich erschienen, in den Wirren des Lebens klare Sicht zu behalten. In seinem Gesamtwerk finden sich eine Reihe von Briefen adressiert an seine Kinder. Besonders einer – gerichtet an seinen nunmehr erwachsenen Sohn Johannes – scheint mir vor allem geeignet als grundlegende Richtschnur eines gelingenden Lebens, weswegen ich ihn hier gern auszugsweise wiedergebe:

An meinen Sohn Johannes 1799

«Gold und Silber habe ich nicht; was ich aber habe, gebe ich dir.

Lieber Johannes!

Die Zeit kommt allgemach heran, daß ich den Weg gehen muß, den man nicht wiederkömmt. Ich kann Dich nicht mitnehmen; und lasse Dich in einer Welt zurück, wo guter Rat nicht überflüssig ist. ...

Es ist nicht alles Gold, lieber Sohn, was glänzet, und ich habe manchen Stern vom Himmel fallen und manchen Stab, auf den man sich verließ, brechen sehen. ...

Es ist nichts groß, was nicht gut ist; und ist nichts wahr, was nicht besteht. ...

Halte Dich zu gut, Böses zu tun.

Hänge Dein Herz an kein vergänglich Ding.

Die Wahrheit richtet sich nicht nach uns, lieber Sohn, sondern wir müssen uns nach ihr richten. Was Du sehen kannst, das siehe, und brauche Deine Augen, und über das Unsichtbare und Ewige halte Dich an Gottes Wort. Bleibe der Religion Deiner Väter getreu, und hasse die theologischen Kannengießer.

Scheue niemand so viel, als Dich selbst. Inwendig in uns wohnt der Richter, der nicht trügt, und an dessen Stimme uns mehr gelegen ist, als an dem Beifall der ganzen Welt und der Weisheit der Griechen und Ägypter. Nimm es Dir vor, Sohn, nicht wider seine Stimme zu tun; und was Du sinnest und vorhast, schlage zuvor an Deine Stirne und frage ihn um Rat. Er spricht anfangs nur leise und stammelt wie ein unschuldiges Kind; doch, wenn Du seine Unschuld ehrst, löset er gemach seine Zunge und wird Dir vernehmlicher sprechen.

Lerne gerne von anderen, und wo von Weisheit, Menschenglück, Licht, Freiheit, Tugend etc. geredet wird; da höre fleißig zu. Doch traue nicht flugs und allerdings, denn die Wolken haben nicht alle Wasser, und es gibt mancherlei Weise. ... Worte sind nur Worte, und wo sie so gar leicht und behende dahinfahren; da sei auf Deiner Hut, denn die Pferde, die den Wagen mit Gütern hinter sich haben, gehen langsameren Schrittes. ...

Und der ist nicht weise, der sich dünket daß er wisse; sondern der ist weise, der seiner Unwissenheit innegeworden und durch die Sache des Dünkels genesen ist.

Was im Hirn ist, das ist im Hirn; und Existenz ist die erste aller Eigenschaften.

Wenn es Dir um Weisheit zu tun ist; so suche sie und nicht das Seine, und brich Deinen Willen, und erwarte geduldig die Folgen.

Denke oft an heilige Dinge, und sei gewiß, daß es nicht ohne Vorteil für Dich abgehe und der Sauerteig den ganzen Teig durchsäure.

Verachte keine Religion, denn sie ist dem Geist gemeint, und Du weißt nicht, was unter unansehnlichen Bildern verborgen sein könne.

Es ist leicht zu verachten, Sohn; und verstehen ist viel besser.

Lehre nicht andre, bis Du selbst gelehrt bist. ...

Tue das Gute vor Dich hin, und bekümmre dich nicht, was daraus werden wird. ...

Sage nicht alles, was Du weißt, aber wisse immer, was du sagest.

...

Nicht die frömmelnden, aber die frommen Menschen achte, und gehe ihnen nach. Ein Mensch, der wahre Gottesfurcht im Herzen hat, ist wie die Sonne, die da scheint und wärmt, wenn sie auch nicht redet. ...

Dein treuer Vater»

«Lerne gern von anderen... doch traue nicht flugs und allerdings»:
Wie oft ist doch von ganz einfachen Lösungen oder Erklärungen für die komplexesten Probleme zu hören! Wie schön die Welt doch sein könnte, wenn es für jedes noch so schwierige Problem eine ganz offensichtliche Erklärung gäbe! Seltsam nur, daß trotz ihrer Klarheit die meisten diese Erklärungen nicht sehen können. Noch absurder mutet es an, werden die drängendsten Verwicklungen der Gegenwart schlicht und einfach als nicht existent erklärt. Nur leider verschwinden diese Probleme nicht, indem man sie ignoriert. Claudius' Appelle an seinen Sohn erscheinen wie ein Manifest für den besonnenen Umgang mit den scheinbaren Unwägbarkeiten des Lebens.

Unsere Welt ist um so vieles kleiner geworden, große Reisen scheinen gar nicht mehr nötig, öffnet sich doch mit jedem Tab ein Fenster hin zu einem fernen Bekannten, einem Ozean an Informationen oder unseren liebsten Sehnsuchtsorten. Doch zeigen sie die Welt oder auch nur eine einzige Sache so, wie sie ist?

Größte Chance und größte Gefahr – es liegt mir fern, die Sozialen Medien oder das ihnen zugrundeliegende Prinzip grundsätzlich zu verteufeln. Es gibt hier vielerlei nützliche Inhalte, werden doch positive Botschaften und Liebe in so mancher Form darüber vermittelt. Nur ist der Mensch in großen Teilen einfach nicht mündig genug, *«sich zuvor an die Stirne zu schlagen»* und das Eine vom Anderen zu unterscheiden (um es abermals mit Claudius zu sagen.)

Mir sagte einmal jemand: *«Haß kommt durch die Unfähigkeit, Probleme zu lösen.»* Die vielen ungelösten politischen und gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit schüren gewiß jene Verrohung, die heute so allgegenwärtig via der Sozialen Netzwerke in die Gesellschaft einströmt. Dabei werden oft persön-

liche Bagatellen derart aufgebauscht, daß dabei die wahrhaft existentiellen Bedrohungen, die das Menschheitswohl betreffen, in den Hintergrund geraten. Am Beispiel der globalen Erwärmung und des bedrohlichen Rückgangs der Biodiversität – beides steht exemplarisch für die Unfähigkeit unserer Spezies, im Einklang mit der restlichen Schöpfung zu leben – wird gut sichtbar, wie besagte Filterblasen den Fokus neu ausrichten. Ich widerspreche nicht der Ansicht, daß beispielsweise Migration und Integration geordneter ablaufen sollten. Allein die Tatsache, daß wir bedingt durch den globalen Klimawandel in Zukunft mit weit mehr Flüchtenden rechnen müssen, macht die Fixierung nur auf Grenzkontrollen und Abweisungen obsolet. Fluchtursachen sind vielfältig, so vielfältig wie die Nöte unserer Zeit. Den Klimawandel könnten wir dagegen aufhalten und zusätzlich einen signifikanten zukünftigen Fluchtgrund vermeiden. Doch, so viele denken nur an sich und ihre gefilterte Lebenswirklichkeit. Die größten Bedrohungen für den lebenswerten Fortbestand der Menschheit gehen nicht etwa vom geringeren wirtschaftlichen Wachstum einzelner Industrienationen oder von einer multikulturellen Gesellschaft aus. Allein die Zerstörung der Lebensgrundlagen von Mensch, Tier und Pflanzen sowie Haß und Gier, die im größeren Kontext Krieg gebären, tragen das Potential in sich zu einer globalen Bedrohung heranzuwachsen.

Die Gegenwart könnte ein gerüttelt Maß mehr Matthias Claudius gebrauchen, der in seinen Ansichten so aktuell erscheint, daß man zahlreiche seiner Werke als Wegweiser hinaus aus der globalen Krise der Unmündigkeit begreifen könnte. Sein sachorientierter Journalismus, die tiefsinnigen Gedanken über Politik und Gesellschaft und nicht zuletzt die Tatsache, daß er mit dem Tod und so auch mit einer Erwartung an das Jenseits Frieden geschlossen hat: All jenes kann die Gesellschaft heuer gut gebrauchen.

Claudius bereicherte die Welt der tiefen, philanthropischen Gedanken neben den bisher Rezipierten auch mit mancherlei Anderen. So verfaßte er einen Essay über den Wert des Gebets, indem er das „Vaterunser“ mit Anmerkungen versah. Er kritisierte den allzu laxen Umgang seiner Zeitgenossen mit den Gefahren von Krieg und Unterdrückung und setzte sich – wie

bereits angeklungen – zudem differenziert mit der Aufklärung auseinander. Vor allem bleibt aber sein berühmtes „*Abendlied*“ in Erinnerung, «*Der Mond ist aufgegangen*», das später von Johann Abraham Peter Schulz vertont wurde. Claudius war Feingeist, bekennender Christ, messerscharfer Analytiker und zudem ein Intellektueller von Rang. Seine Ansichten über die sündhafte Neigung des Menschen zum Narrentum bleiben gültig – mehr als je zuvor. Für uns moderne Menschen – aufgeklärte Narren, die wider besseres Wissen handeln, die so entfremdet sind von der Welt – mögen diese Zeilen, die fast bersten vor Sehnsucht der wachen „Weltenseele“ nach Frieden, Ruhe und Lebendigkeit, ein Appell sein.

Literatur

Claudius, Matthias: Sämtliche Werke. VII. Auflage, 1775/1812.

Diesem Werk entstammt auch die Illustration von Freund Hain. Die Orthographie ist modernisiert.

Goethe, J. W.: Faust. Der Tragödie erster Teil. Hamburger Lesehefte Verlag, Husum 2010

Lubrich, Oliver (Hrsg.): Alexander von Humboldt. Das große Lesebuch. Fischer, Frankfurt a.M. 2009



THOMAS BAUMANN

SIND WIR NOCH ZU RETTEN?

In illo tempore – in dieser Zeit: das Klima hat sich in kurzer Zeit um mehrere Grade erwärmt. Ganze Landstriche wurden abgeholzt. Überall standen diese seltsamen modernen Windräder herum, wenn auch manche gegen sie zu Felde zogen.

Sie merken schon, wir befinden uns im Zwölften Jahrhundert, in der Ile de France. Die mittelalterliche Warmzeit und die gleichzeitige Verbesserung des Mühlenwesens hatten dazu geführt, daß die Bevölkerung anwuchs, dazu mehr Wohnraum brauchte und einige neue Dinge entstanden: die Universität, die Scholastik und als sichtbarer Ausdruck der Zeit die Gotik.

Es ging den Leuten gut und so galt wie immer: *La bellezza salverà il mondo.*

Einige Jahrhunderte später, oder um es genauer zu sagen heute, passiert dasselbe. Das Klima erwärmt sich und überall stehen riesige Windmühlen herum. Was in einer Welt, die anstatt auf Schönheit nur auf Praktikabilität und Nutzen setzt, allerdings daraus entsteht, bleibt abzuwarten.



Præfatio

Gratias agamus sermonicinatoribus, qui iterum iterumque implent fabellis semper novis sermones suos, quo nobis occasionem dant uberem ad discerpendas has fabellas.

Quot capita, tot sententiæ – cum unanimes devoti simus sanctæ Ecclesiæ nostræ et cultui atque humanitati occidentis, nihilominus in rebus hujus sæculi patent nobis sententiæ diversissimæ – quod docet hic libellus.

Quot capita, tot sententiæ – so hingegeben wir uns auch unserer heiligen Kirche und der Kultur des Abendlandes widmen, so mag es doch unter uns in den Dingen dieser Welt unterschiedlichste Meinungen geben – wie dieses Heft es lehrt.

Valete omnes!

W. H. W

Ewald & Ewald

Niederrheinische Blätter für Weisheit und Kunst

Ausgabe 29

3. Oktober 2024

Am Fest der heiligen Ewalde (niger albusque), Patrone des Niederrheins

Herausgeber: Thomas Baumann, Hünxer Str. 42, 46535 Dinslaken

Graphik: pro manuscripto gedruckt

WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT

Lebendige Liturgie 2

CLAUDIA SPERLICH

Ich liebe die Kirche! 14

WILFRIED HASSELBERG-WEYANDT

Predigtmärlein 15

MANUEL ALBERT FRIEDEMANN

Mit Matthias Claudius und Herrn Urian auf Reisen 18

THOMAS BAUMANN

Sind wir noch zu retten? 34

praefatio 35

Unser Spendenkonto: Orietur Occidens

IBAN: DE36 4006 0265 0022 0943 00 • Darlehnskasse Münster eG. •

BIC: GENODEM1DKM

Sie finden uns internett unter www.occidens.de